

Blick in den Spiegel

Autor(en): **W.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **28 (1960)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Blick in den Spiegel

Ich lese gerne Kurzgeschichten, sogar dann, wenn sie schlecht sind. Und das sind die meisten, leider. Sie sind gewiss unterhaltend, und zuweilen kann man aus ihnen einiges lernen, einen hübschen Trick vielleicht oder wie es nicht getan werden soll, oder was es doch noch an unbekanntem Spielarten unserer Species gibt. Manche Kurzgeschichten lassen ein bestimmtes Prickeln erwachen, das wir alle so gern haben. Hin und wieder kommt sogar mehr zustande. Da ich aufrichtig sein will, soll gesagt werden, dass mir das fast am liebsten ist, den anderen übrigens auch; nur geben sie es so selten zu.

Sie kennen doch unsere Art, lieber Freund, und haben Schicksalsgenossen in zahllosen Exemplaren beobachten können. Dann kann Ihnen auch nicht verborgen geblieben sein, was, ach, so kennzeichnend für uns ist. Lesen Sie, lesen Sie nur:

Zunächst sind wir fast stets von bemerkenswerter, oft sogar strahlender Jugendlichkeit, Jahr um Jahr, als ob unser Tisch überwiegend mit Ambrosia und Nektar bestellt wäre, anstatt — bestenfalls — mit irgendetwas Passendem vom Grill und einem Viertel Roten. Auch wenn wir die Dreissig überschritten haben, zeichnet uns zumindest eine Frische aus, die ausserhalb unseres Kreises nicht einmal die Fünfundzwanzigjährigen besitzen. Kurz, wir halten uns prächtig. Allenfalls sind wir Herren mit grauen oder noch interessanteren weissen Schläfen, so zwischen achtundvierzig und höchstens zweiundfünfzig Herbst, und das bleiben wir auch. Wir sind dann überwiegend von bestrickendem Edelmut oder hinreissender Resignation.

Unsere Augen sind entweder von leuchtendem Glanz oder verhangener Tiefe. Lange Wimpern sind äusserst beliebt, meist von dunkler Tönung und vom Schicksal verschwenderisch verteilt. Tränensäcke sind unbekannt. Brillen sind rar und werden — wenn überhaupt — nur mit leichtem Goldrand getragen, um die geistige Verfeinerung eines Gesichtes zu unterstreichen; oder aber es handelt sich um dekorative Sonnenbrillen, die beim vorbereitenden Liebesspiel die Funktion der Fächer unserer Grossmütter und Urgrossmütter übernommen haben.

Die Haut, die wir gemeinhin dem Interessenten offerieren, ist makellos, auch wenn sie ab und an von viril wirkenden Arbeitsspuren verschattet wird, die sich aber regelmässig leicht mit Hilfe von Wasser und Zubehör entfernen lassen. Mein Gott, was wäre unsere Erotik ohne das Wasser! Nicht nur, dass wir ohnehin ungemein häufig baden und fast stets Meisterschwimmer sind. Nein, auch Duschen innen- und aussenbords unserer Heime, Badewannen, See-, Fluss- und Teichufer tragen regelmässig in erquickendem Umfang zur Schürzung der für uns lebensnotwendigen Verknotungen bei.

Und unsere Figuren erst! Die Mehrheit der jüngeren Helden unter uns, und das sind ja fast alle, verfügt über Wonnen erweckende Muskulaturen, prachtvoll breite Schultern, schmale, aber stets wohlgeformte Hüftpartien, von noch reizvolleren Eigenschaften, die meist — wie schade! — zu wenig beschrieben werden können, ganz zu schweigen. Hin und wieder tauchen allerdings Gestalten auf, die schmal und biegsam, zart und zärtlich, dafür aber nie ohne bezwingendes Edelmass und von ebensolchem Reiz sind. Die älteren Hauptpersonen präsentieren ebenfalls überaus harmonievollere Erscheinungen, im äussersten Falle mannhaft-wuchtig, von ruhiger Sicherheit und erlesenem Spiel der ausgereiften Bewegungen, oben mit Charakterköpfen geziert.

Die Haare sind dicht, auch wenn sie Silberton angenommen haben. Bei frühen Jahrgängen pflegen sie in Locken zu fallen, immer ganz naturhaft, aber in so gelungener Frisur, als kämen sie stracks aus der Hand von Antoine. Seit einigen Jahren hat sich vielfach allerdings auch eine Kurzschur durchgesetzt, die jedoch nie struppig wirkt, von seltenen Ausnahmen abgesehen, die damit jedoch einen fast perversen Zug erhalten. Kennen Sie kahle Köpfe bei uns? Ich nicht.

So etwa ab Mitte des vierten Lebensjahrzehntes scheinen wir dann zu bestürzender Sterblichkeit zu neigen. Wir sind einfach nicht mehr da. Zumindest erlischt offenbar unser Liebesleben und damit sind wir nicht mehr existent. Die wenigen Ueberlebenden treten erst weit später erneut an das Tageslicht und sind nunmehr, wie oben gehabt, in so wunderbarer Weise abgeklärt, dass sie nahezu wieder aufregend wirken. Ganz selten nur weisen wir körperliche Gebrechen auf. Gelegentlich sterben wir auch. In erster Linie erfolgt der Abgang auf dem Wege dekorativen Selbstmordes. Darüber ist schon viel Kritisches geschrieben worden. Seine Beliebtheit ist aber kaum gemindert. Enttäuschte oder zerstörte grosse Liebe kommt auch als malerische Todesursache vor. Der Rest von uns verscheidet dann gemeinhin still und heldenhaft, aber nur in der Blüte unserer Jahre, wie sich von selbst versteht.

Ist Ihnen unter uns schon ein Schielender begegnet? Haben Sie jemand mit einem daneben geratenen Körper gesehen? Sie sagen, das seien Ausnahmen, ungeeignet, Objekte einer in der Regel ehrgeizfreien literarischen Erörterung unter Menschen zu sein, denen die Freude an der Schönheit mehr als anderen gegeben ist? Sie haben vielleicht recht. Aber sind jene Ausnahmen so selten? Haben Sie in unseren Geschichten je von Männern von vierzig oder fünfundvierzig oder sechzig Jahren gelesen, die einen Bauch mit Humor tragen und ein Doppelkinn, und keineswegs fein geschnittene Gesichter, mit allem andern als charaktervollen Zügen darin, wenigstens ehrlich zur Schau tragen? Ist Ihnen jemals ein Jemand mit schlaff gewordener Haut begegnet, mit belanglosen Augen, Warzen vielleicht, oder Sommersprossen an unpassenden Stellen, oder ein Neurotiker, schwach an Kontakten, geschüttelt von Aengsten, der noch im reifen Mannesalter seine Qual nicht meistert, ein Hässlicher, mit Glatze sogar, ein Etwas mit ungelungenen Sitten und flachem oder sogar rohem Empfinden, einer der Leeren, der Erfolglosen — auch in der Liebe, einer armseligen Körpers und Geistes, ein Verzweifelter, der verzweifeln lässt? Sie antworten mir, dass Sie das Freudlose nicht schätzen, das Liebenswürdige, Heitere und Schöne vorziehen? Wenn wir nach der Mehrheit unserer Geschichten in so vielen Blättern der Vergangenheit und Gegenwart urteilen wollen, sind Sie auch hier im Recht. Ich glaube aber weder Ihnen noch der Mehrheit. Ich meine, wir sind nicht so, nicht nur so empfindungsweich, so schwätzerhaft, lebensfern und ohne Klarheit über uns selbst. Zum Wesen des Mannes gehört es nun einmal, auch nüchtern sein zu können, von unbestechlichem Blick für die Wirklichkeit des Lebens und notfalls hart gegen sich und die Seinen, selbst wenn es sich um den Mann handelt, dem das Schicksal neben manchem dunklen Los auch das helle in den Schoß geworfen hat. Ich glaube, dass wir mehr und tiefer empfinden, vieles fühlen und erkennen können, was den anderen verschlossen, ja verborgen bleibt.

Sollten wir aber in unserer Wirklichkeit dennoch so sein, wie die Mehrheit jener Erzählungen es offenbar wissen will, wenn ich mich also so sehr täuschen sollte, dann, meine lieben Freunde, müssen wir uns — und einen kräftigen Teil unserer Autoren dazu — ändern, rasch und gründlich, und nur noch hin und

wieder zum Abgewöhnen oder Abstandhalten einen Schuss Zuckerwasser in unseren Trank schütten lassen. Wir müssen obnehin in den meisten Fällen im Sündenstand der Unwahrhaftigkeit gegenüber der Umwelt leben, unverschuldet gewiss, aber quälend und entstellend genug. Wir sollten dann danach streben, wenigstens in unseren Publikationen die weiche faule Luft der Sentimentalität, der Unehrlichkeit vor uns selbst zu vertreiben.

Ich habe nichts gegen junge Muskeln, im Gegenteil. Auch küsse ich viel lieber strahlende Augen mit langen dunklen Wimpern als stumpfe mit Borsten, das heisst solche küsse ich überhaupt nicht. Schliesslich habe ich meine Grundsätze. Erst recht habe ich für Schönheit in anderer Gestalt sehr viel übrig. Aber am liebsten ist mir die Wahrheit.

Kurzgeschichten lese ich nun einmal bemerkenswert gern; sie schmecken mir am besten mit Whisky-Soda oder rheinischer Spätlese. Einige habe ich selbst schon geschrieben. Sie haben sie, meine kritischen Leser, hoffentlich nicht zu genau studiert.

W.F., Deutschland.

Gesichter der Nacht

Nachtlokale sehen von aussen eigentlich genau so aus wie irgendwelche andere Lokale; sie gleichen vor allen Dingen ihrer Umgebung. Wir befinden uns inmitten einer Stadt, irgendeiner Stadt, deren Namen unwichtig ist. Es ist nicht ihr bester Teil; man sieht keine Villen oder schön angelegte Gärten; es sind enge, schmale Gassen, in denen bei Tag ein Hasten und Treiben herrscht, von Menschen, die kaufen und verkaufen wollen. Jetzt, am Abend, ist es stiller geworden; jedoch der Drang der Menschen zum Kaufen und Verkaufen ist der gleiche geblieben.

Wirklich, die Strasse sieht nicht aus, als hätte sie jemals bessere Zeiten gesehen. Unsere Urgrossväter fänden sich heute noch darin zurecht, denn nichts hat sich darin geändert — ausser den sanitären Anlagen der Cafés und der Nachtlokale. Die Strasse sieht müde aus, und viele Etablissements haben auch schon jeden Willen, anders zu wirken als sie sind, aufgegeben.

Wir betreten ein kleines Lokal. Ein zerschlossener Vorhang ermuntert zwar eher weiterzugehen und vergilbte Gardinen haben auch nicht gerade viel Einladendes. Zerbrochene und wieder reparierte Tische, nicht passende Stühle und nicht aufgehörende Tanzmelodien einer Music-Box — der teuflischsten Erfindung der Vergnügungsindustrie — versuchen das, was an Bequemlichkeit fehlt, durch «Atmosphäre» zu ersetzen. Drei diskrete Lampen, an den Wänden befestigt, bemühen sich, den Raum zu erhellen, was ihnen aber nicht gelingt. Fürwahr, es ist nicht zu errechnen, womit man Menschen anlocken kann, denn jeden Abend ist dieses Lokal bis auf den letzten Platz gefüllt. Der uralte Kellner, dem man ansieht, dass er es schon seit langer Zeit aufgegeben hat, sich irgendwelche Gedanken über seine Gäste zu machen, huscht wie ein aufgeschreckter Hase zwischen dem halben Dutzend Tischen und der vollbesetzten Bar hin und her, Tablette jonglierend, je nach der Richtung mit vollen oder leeren Gläsern. Die Tische sind dennoch voll mit halb ausgetrunkenen Flaschen, der Boden übersät mit Zigarettensmüll, und die Tanzfläche, nicht grösser als ein modernes Ehebett, ist überfüllt mit dem sich drückenden und schwingenden Etwas, das sich Mensch nennt. Und diese Menschen? Weil man sie aus jedem andern Lokal